

2½ Bataillonen unter fürchterlichen Verlusten für die Russen durchgeführt. Das russische Regiment wurde vernichtet. 2000 tote und verwundete Russen bedeckten den Kampfplatz, den unsere Truppen in Besitz nahmen. Außerdem hatten wir 11 Offiziere und 611 unverwundete Soldaten zu Gefangenen. Unsere Beute war enorm. Länger lief viel Munition und Waffenteile an, erbeuteten wir 1500 Gewehre. Der Feldmarschall v. Bartholdy sprach dem Obersten im Tagesbefehl keine Anerkennung aus. (L. U.)

Der türkische Krieg.

Der Untergang der Dreierhandelschiffe in den Dardanellen. W. L. B. London, 24. März. „Daily News“ meldet aus Zenedos über den Untergang der Kriegsschiffe: Die „Saurer“ neigte sich, nachdem sie auf eine Mine gelaufen war, nach Steuerbord über. Binnen 45 Sekunden beschrieb das Schiff einen Bogen von 45 Grad, hinter Rauch und Flammen, die hoch aufstiegen, entluden das Schiff fast ganz den Inhalt. Dann kam das Schiff mit schnellem Lauf ganz auf die Seite zu liegen, so daß der Matrosen das Wasser berührte. Das Boot tauchte unter Wasser, eine halbe Minute später verschwand das Schiff in die Tiefe. Die „Jreßibile“ wurde mittschiffs getroffen, die Maschinen wurden zerstört. Die Maschinen hatten am meisten Zeit. Während der Fahrt, die nach Rimini ausfiel, mit der Rettung der Mannschaft beschäftigt waren, wurden sie von türkischen Geschützen wieder beschossen. (Natürlich) Die „Jreßibile“ blieb hilflos wie ein Klotz liegen. Die „Ocean“ sank schneller nach der Explosion des Magazins, die das ganze Schiff zu einem Berg machte. Die „Gaulois“ wurde am Bug durch einen Torpeden eine Granate getroffen, so daß das Wasser schnell einströmte. Das Schiff wurde bei einer Taufe an der Wandung der Meerenge auf Strand gebracht, ist aber wieder flott gemacht und ausgeheilt worden. Niemand an Bord war verwundet.

Belegung der Inseln Lemnos, Tenedos und Embros durch die Verbündeten. Genf, 24. März. Die Pariser Ausgabe des „New-York Herald“ meldet aus London: Die verbündete Flotte habe von den Inseln Lemnos, Tenedos, Embros und Samothrace Besitz ergriffen. Ueber das fernere Schicksal der Inseln wird die Entscheidung erst beim Friedensschluß fallen. (L. U.)

Die Verluste an den Dardanellen. W. L. B. Dardanellen, 24. März. Nach hier eingegangenen Mitteilungen sind die Verluste des Feindes am 18. März auf 134 Geschütze und 1200 Tote zu schätzen, darunter allein 50 Tote auf dem Schlachtschiff „Aufreißbar“. Vortagdringende Ruhe vor den Dardanellen. W. L. B. London, 24. März. Die „Times“ meldet aus Zenedos vom 22. März: Heftiger Nordoststurm macht seit drei Tagen die Unternehmungen zur See unmöglich. Man vermutet, daß die Türken dadurch in Eile gezwungen werden, die beschädigten Batterien wieder herzustellen. 10 Schlachtschiffe ankern bei der Insel.

Don jenseits des Kanals.

Britisches Vorgehen gegen deutsche Unternehmungen in Hongkong.

W. L. B. London, 24. März. Der Londoner Korrespondent des „Manchester Guardian“ schreibt: Da alle sich für britisch ausgebenden Handelsgesellschaften Chinas seit dem britischen Konsulat in Hongkong eingetragen werden mußten, sind 20 italienische und deutsche Firmen in Hongkong, darunter die Filialen der Hamburg-Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyd, zwangsweise von britischen Liquidatoren aufgelöst worden.

Scharfe Maßnahmen gegen die Liverpooler Hafenarbeiter. W. L. B. London, 24. März. Lord George sandte gestern einen Brief an den Sekretär der Nationalunion der Hafenarbeiter, in dem er mitteilte, daß die Regierung scharfe Maßnahmen gegen die Liverpooler Hafenarbeiter getroffen habe, die sich fortgesetzt weigerten, Ueberflunden zu machen und ihre bisherige Taktik nicht geändert hätten.

Der Chinesisch-japanische Konflikt.

Das Verhältnis zwischen China und Japan wird immer schwieriger.

W. L. B. Rotterdam, 24. März. Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ meldet aus London: Dem in Beijing erscheinenden „Daily Telegraph“ zufolge werden am Krankenbett des Kaisers in der japanischen Gefangenschaft die Verhandlungen fortgeführt. Die Artikel 2 und 3 bilden noch große Schwierigkeiten. China hat bereits 10 von den geforderten 27 freien Handelsplätzen geteilt, da diese in der Mongolei liegen, und China sich hartnäckig weigert, über die Mongolei zu verhandeln. Ferner hat China 13 Bergwerksgebiete geteilt, die Japan verlangte. Hier waren liegen in der Mongolei und für andere haben sich schon Bewerber, darunter Engländer, gemeldet, was zu neuen Schwierigkeiten führen könnte. Die Verhandlungen sind bereits bei der Gruppe 3 angekommen, nämlich bei der Handelsfrage, betreffs der Zukunft der Mineralgebiete im ganzen Bereich des mittleren Amurflusses. Diese wird aber leichter zu lösen sein als das Holzproblem und die Frage der Exterritorialität. Inzwischen haben die Landungen japanischer Truppen an mehreren Punkten begonnen. Die Regierung in Beijing erhielt gestern Abend dringende Telegramme von Provinzialbehörden, daß die Garnison in Tientsin auf 1000 Mann vermindert wurde und nurden 3000 Mann Verstärkung erhielt, während drei Transportschiffe mit 3000 Japanern vor der Takusank liegen sollten. Transportschiffe erschienen vor dem Hangeti und vermutlich auch vor Tsankau. Ueber die Verhandlungen betreffs Tsingtau und Umeo sind noch keine Nachrichten zu erhalten. Das Interesse konzentriert sich auf die Truppen vor der Takusank. Während China sich der Verstärkung der Besatzung von Tientsin nicht widersetzen kann gemäß dem Friedensvertrage von 1901, welche jede Verstärkung der Gefangenschaftsmacht über eine bestimmte Grenze hinaus das ganze diplomatische Korps angehen und China sich unangenehmlich wehren. Als Fortschrittsmahregel sind 75000 chinesische Truppen, die Elite der chinesischen Armee, und 130 Geschütze um die Hauptstadt zusammengepackt. Die Lage ist schwierig, aber nicht verzweifelt. Es ist alle Hoffnung vorhanden, daß ein Mittelweg gefunden wird.

Japanische Truppenlandungen.

W. L. B. London, 24. März. Das Neuterische Bureau meldet aus Beijing: Am 23. März sind 1000 Japaner in Tientsin, 500 in Jangtschi bei Weichien angekommen, in Waffen 3000 und ebenfalls in Tsankau. In Umeo und Tsankau werden große Kasernen gebaut, was darauf schließen läßt, daß weitere Truppen erwartet werden.

Das Einvernehmen zwischen China und Japan macht Fortschritte.

W. L. B. London, 24. März. Dem Neuterischen Bureau zufolge machte die Konferenz zwischen den chinesischen und japanischen Vertretern in Beijing noch den letzten Mitteilungen beträchtliche Fortschritte. Vier von den sieben Forderungen betreffend die Mandchurie wurden erledigt.

Die Kämpfe in den Kolonien.

Die Verluste der Unionstruppen bei Smaokjund. W. L. B. Kapstadt, 24. März. Die Verluste der Unionstruppen in dem Gefecht am 20. März 60 Meilen östlich Smaokjund betragen 13 Tote, 36 Verwundete und 43 Vermißte. (Diese Verlustangaben lassen nach früheren Erfahrungen tief klingen.)

Ein Teil der „Emden“ Monnschaft in Freiheit. W. L. B. Berlin, 24. März. Der „N. M.“ meldet aus Rotterdam: Zu den von den Meuturern in Singapur aus der Internierungshaft befreiten Weissen gehört auch ein Teil der Mannschaft der „Emden“, der unter Führung

eines Offiziers entkommen ist. Am ganzen erzielten etwa 20 Deutsche auf diese Weise die Freiheit wieder.

Der Aufbruch in Singapur unterdrückt. W. L. B. Amsterdam, 24. März. Der „Telegraaf“ meldet aus London: Das Kolonialamt teilt mit, daß in Singapur alle Teilnehmer am Aufbruch sich ergeben hätten, gefangen genommen oder getötet worden seien. Fünf Mädelsträfer seien nach rechtskräftigem Urteil erschossen und acht zu Gefängnisstrafen von 1 bis 5 Jahren verurteilt. Während des Aufbruchs entkamen 17 deutsche Gefangene. Sechs wurden wieder eingeführt, das Verhalten der übrigen läßt nichts zu mündigen übrig.

Ausland.

Die Bildung einer „amerikanischen Legion“ teilen „New-York Times“ vom 1. März mit. In einer Veranlassung von Offizieren und Zivilisten am 28. Febr. in New-York wurde die Bildung einer „amerikanischen Legion“ als Organisation der ersten Meierien für die nationale Verteidigung beschlossen. Die Referenten betonten, es sei kein Verzicht auf Militarismus, und es würden alle loyalen und patriotischen Amerikaner aufgerufen, daher würde wenig Platz für „Bindestrichamerikaner“ sein. Der Plan sieht die Bildung einer ersten Meierie von 250 000—300 000 Mann vor, unter denen viele altegediente sein werden, und die sofort im Bedarfsfalle bereitstellen. Das Generalkommando ist im Army Building in Whitehall Street. General Wood befristet nichtamtlich den Obersten, ebenso Roosevelt, wird mit vier Bataillonen Weissen. Mitglieder kann jeder Bürger zwischen 18 und 55 Jahren werden, der nicht zu 25. Flotte und Miliz gehört. Der Jahresbeitrag ist 25 Cents.

Verweirte Mobilisierung in der Union? C. M. Die „Washington „Epoch“ veröffentlicht eine Information, wonach die Vereinigten Staaten die Mobilisierung vorbereiten, welche ein sofortiges Eingreifen in Mexiko bezweckt.

Ein neuer Revolutionär in Mexiko. W. L. B. Amsterdam, 24. März. Der „Rotterdamse Courant“ berichtet: Felix Diaz, ein Neffe Porfirio Diaz, ist in New-York angekommen und hat viel Geld mitgebracht, offenbar in der Absicht, eine neue revolutionäre Bewegung in Mexiko herbeizuführen. Er scheint von den in Mexiko interessierten Banken viel Geld erhalten zu haben, möglicherweise Konfessionen vertrieben. Das Geld benutzt er, um Munition einzukaufen, von der ein Teil bereits auf dem Wege nach Mexiko zu sein scheint. Es heißt, daß Carranza Diaz überreden läßt.

Kriegsmaterial aus Japan. W. L. B. Moskau, 24. März. „Nischoje Slowo“ erfährt aus Wladiwa: Nach Berechnung des russischen japanischen Offiziers bestellten die europäischen Staaten seit Beginn des Krieges in Japan für 460 Millionen Yen Kriegsmaterial.

Die Urheber des Attentats in Sofia entdeckt. W. L. B. Belgrad, 24. März. Nach einer Meldung der „Bas. Nachr.“ aus Mailand sind in Sofia die Urheber des Attentats im Stadtkloster entdeckt worden. Es soll sich um macedonische Anarchisten handeln.

Kleine Nachrichten.

Für die aus Belgien vertriebenen Deutschen. W. L. B. Berlin, 24. März. Heute wurde vom Rotdamer Bahnhof aus eine von der Feindereisendebereitschaft für die aus Belgien vertriebenen Deutschen bereitgestellte, welche auf 5 Tage berechnete Gruppenreise angetreten, welche 65 in Großberlin sich aufhaltende Flüchtlinge nach Brüssel

Der alte Berns.

Koman aus der Franzosenseit von Sans Bongardi. Nach einer Weile entgegnete er kopfschüttelnd: „Nach Ausklang — Ne, nehmt mir das nicht übel; aber ich glaube, dann verheiß ich vor lauter Heimweh.“ Der Graf entgegnete lächelnd: „Darnach seht Ihr eigentlich nicht aus, Berns. So schüchtern, wie Ihr Euch doch denkt, werdet Ihr es bei uns nicht finden. Ihr seid nicht der erste, den ich drüben in Sicherheit gebracht habe.“ Er zog ein Päckchen Käse aus einer Brieftasche und fuhr fort: „Die sind noch übriggeblieben von fünfzig. Wird sich auch wohl einer drunter finden, der auf Euch steht. Wenn nicht, so werden wir schon nachsehen. Seht her, damit Ihr wisst, wie ich in Wirklichkeit aussehe.“ Er nahm den langen, struppigen Bart ab, und Berns sah in ein normales Antlitz mit schwarzgrünlichen Zügen. Auch er zog den Bart vom Gesicht und beide redeten sich mit einem verständnisvollen Nicken die Hand. Der Gedanke an den gemeinsamen Feind ließ alle nationalen und gesellschaftlichen Vorurteile überwinden und brachte die beiden in kurzer Zeit einander näher. Der Mensch gefiel Berns, und trauen konnte man ihm auch. So viel Menschenkenntnis hatte sich Berns auf seinen Irrfahrten schon angeeignet. „Ach, wie Euch wohl sagen, Berns“, fuhr der Russe fort, „in Preußen ist es in letzter Zeit nicht mehr geübler. Die Kerle da gehen verdammt schneidig vor, und ich selbst würde ihnen vorige Woche beimode in die Finger gefallen. Das sage ich Euch: Ihr entgeht dem Schicksal nicht, wenn Ihr mir nicht folgt.“ Das sah Berns wohl ein, und er, der Unerfahrene, hatte vor den Geheimnissen eine unheimliche Angst. Aber von Rußland sollte er sein Leben auch nicht gerade viel Gutes gehört. Trotzdem beschloß er, dem Verlockung des Grafen vorläufig nachzutreten. Und er fragte mit fast angsterlicher Stimme: „Was soll ich denn bei Euch in Rußland?“ „Was Ihr wollt!“ entgegnete der Graf. „Ihr seid Bauer, möglicherweise könnt Ihr meine Pferde bedienen, vielleicht auch die Arbeiter beschäftigen. Darauf kommt es ja gar nicht an. Die Hauptsache ist, daß Ihr diesen Soldaten entwischt.“ Berns sagte, er wolle die Sache erst beschauen. Der Graf war damit einverstanden, und man begab sich zu

Wett. Aber Ruhe fand Berns nicht. Obgleich er Rußland so nahe war, deutete ihm der Gang über die Grenze ein gewaltiger Schritt, hinein in ein wildes Land zu fremden, barbarischen Menschen, von denen er bis jetzt allerdings erst einen fernen gelernt hatte, und dem noch er kein Schicksal wohl anvertrauen. Er fand auf und schrieb einen Brief an den Vater. Als später der Graf aufmachte, fragte Berns: „Aber wann wollt Ihr denn reisen?“ „Heute noch, es ist schon alles vorbereitet. Gleich beginnt der Schachmarck. Wir werden ein Tausend Hölzer kaufen, die berühmten Merinische von Napoleon. Ihr wißt wohl, das einzige, was man von ihm in Rußland kauft; denn sie haben eine ausgezeichnete Welle.“ Berns meinte, es sei denn nicht sicherer wäre, mitten in der Nacht die Grenze zu überdrehen. „Das muß man kennen“, entgegnete der Graf, „am hellen Mittag, wenn die Sonne im Zenit steht, müssen wir, in aller Ruhe die Weite rauchend, hinüber. Dafür laßt mich nur sorgen. Drüben werden wir die Tiere einem armen Teufel identen und uns einen Schilling kaufen. Und dann geht es in einem Hurra nach Tschirajais.“ 9. Kapitel. Kirking hatte als Anerkennung für seine Verdienste um „das Vaterland“ die Posthalterei wiedererlangt. Da man hatte ihm sogar die Verichtung in eine größere Stadt, wohin Frau und Tochter sich schickten, in Aussicht gestellt, falls er sich weiterhin „außerordentlich“ bewähren würde. Auch ihm selbst war die Ueberziehung in eine größere Stadt recht willkommen. Denn dadurch erhöhte sich sein Einkommen, und ferner konnte eine neue Umgebung, in der ihm die Menschen mit weniger Mißtrauen begegneten, nicht schaden. So wollte er denn die günstige Gelegenheit, die die umwohnenden Jäten mit sich brachten, nicht ungenutzt vorübergehen lassen und sich zu einem Geschäftchen rüsten. Die Gelegenheit dazu wurde ihm fast in den Schoß geworfen. Am Abend vor dem Rosenfeste war es, als er mit dem Ordnen der Briefe beschäftigt war und sich der Wirt Abel vorstreckte bei ihm einwirkte. „Kirking“, flüsterte er mit teuflischem Blick, „die Jäger haben einen Saal Kleemann für Berns bei mir in den Hausflur gestellt — für Berns einen Saal mit Kleemann, versteht Ihr?“ wiederholte er, als Kirking nicht gleich antwortete.

Der Posthalter hörte auf. „Aber was? Wo kommt denn der Saal her?“ „Von drüben, aus Weisel.“ „Und was halt Du den Jägern geolgt?“ „Ach, werds Berns Weisel schicken, und dann hab ich ihnen Schnaps gegeben, viel Schnaps.“ „Gut, Abel, jezt gar logar.“ Er stand auf und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab, legte den Fingerring scheinend an die Stirn und sagte: „Abel, mit dem Saal fangen wir ihn. Dergergt, wie ich den Menschen helfen! Besenget mir das alte Kannelier neulich auf der Straße, und sobald er mich kennet, wirft er den Kopf in den Boden und sieht zum Himmel, als wolle er die Wolken fluchen. Als er einige Schritte vorwärts ist, haucht er aus! Weist Du, Abel, daß meine Tochter morgen so gefiezt wird, drauf bin ich nicht wenig stolz. Aber wenn ich dem Menschen einen Scherneck spielen könnte, der ihm so recht bis ins Mark eingeht, so wolle ich auf alles andere gern verzichten. Aber, Du weißt, es ist viel Geld zu verdienen. Geht der Wurf, so gehört die Hälfte natürlich Dir.“ Er verriegelte die Tür, schloß den Sekretär auf und entnahm einem Geheimfach zwei verriegelte Päckchen. Von dem einen riß er die Umhüllung, reichte es dem Wirt und sagte: „Seh' es gut auf; das andere bring' ich heute Abend. Ich werde durch den Garten gehen und an das Küchenfenster klopfen.“ Als Abel nach Hause kam, stellte er den Kleemann in das Nachschauen. Am Abend kam der Posthalter. Sie öffneten den Saal und begruben die Päckchen sorgfältig unter den goldgelben Samenformen. Dann flüsterte Kirking dem Wirt ins Ohr: „Morgen gegen Mittag schickst Du Berns Weisel. Ich werde vorher mit dem „Geheimfach“ sprechen. Abel, wir haben ihn!“ Am nächsten Tage war die Posthalterei von einer Menschenmenge belagert. Alle schauten gebannt nach dem Posthaus, woher der Zug kommen mußte. Und er kam bald, voran die Militärkapelle. Ihr folgten die vornehmsten Zivil- und Militärsbeamten, alle in schimmernder Uniform mit Orden, Stern und Band. Darauf ein langer Zug Soldaten, dann die Jugend, geführt von ihren Lehrern, und zum Schluß viel Volk. (Fortsetzung folgt.)

Hallescher Courier.

Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung.

Nummer 13.

Halle (Saale), Donnerstag, den 25. März.

1915.

Alle zusammen.

Es fallen sich die Hände,
Die Augen werden feucht,
Denkt man der Stadt' und fluren,
Die Not und Tod verstaubt.

Denkt man der wack'ern Streiter,
Zum Sterben stets bereit
Für Deutschlands Halt und Größe.
Dann schweigst das eigne Leid.

Wir gaben stumm die Söhne,
Die Väter und den Mann,
Und tragen Alle zusammen,
Was Eine nicht tragen kann.

Helene Lang-Anton.

In der Einöde.

Von Adolf Stark.

Man sollte es nicht glauben, aber es ist doch so: es gibt Orte in unserem Vaterland, bis zu denen die Kunde von dem großen Weltkrieg noch nicht gedrungen ist. Oder wenigstens einen solchen Ort gibt es: die Einöde.

Die Gemeinde, zu denen die beiden hoch oben im Gebirge gelegenen Höfe gehören, heißt ganz anders, aber sie heißt weit ab. Eine gute Stunde hat man zu gehen, auf schmalem, stellenweise hart am Abgrund hinfließenden Saumpfad, ehe man die ersten Gehäute des Dorfes erreicht. Eine gute Stunde, wenn man von der Einöde aus losbricht. Wer aus der Welt hinaus will über den Berg in die Einöde, hat gut zweimal so lange zu laufen. Aber wer sollte dies wohl tun? Die Leute, die da oben hausen, haben den Zusammenhang mit der Welt verloren. Die Kinder, die sie hatten, sind verstorben, haben sich losgelöst von der steinigten Erde, auf der ihre Wiege gestanden, sind vielleicht längst verstorben und gestorben, haben jedenfalls das Schreiben längst verlernt. Wobin auf seinem Elend lebte kaum willkürlicher als die Bewohner der Einöde.

Sichs an der Zahl sind sie, in jedem Hof drei. Söhne der Baumgartner mit seinem Weib und dem halbblinden Anstalt, der auch schon sein seltsames Fortbander auf dem Buckel hat, und drüben die Geschwister Bergwiesner; die sind beide ledig geblieben und haben Vaterschaftsamt den Hof allein bestrahlt. Dann, als die Schwester nicht mehr recht weiter konnte mit der schmerzlichen Arbeit, haben sie eine Waise ins Haus genommen. Das sind die sechs Bewohner der Einöde, welche die Bauern „in der Einöde“ nennen.

Der Gemeindevater, der die Einberufungsbefehle ausbrachte, hat den Weg in die Einöde sich erkauft. Da draußen wohnt keiner, den das Vaterland brauchen kann. So verging der August und der September. Schlachten wurden geschlagen, tausend blühende Menschenleben verlor ihre Blut auf grünem Rasen, der ganze Erdball erdrönte von Kanonendonner und Kriegsgeschrei. Was hinaus in die Einöde drang nichts von dem Lärm. Dort lag das Leben seinen alten Gang. Weil die Menschen sich schlugen, des-

wegen hört das Getreide nicht auf zu wachsen, hören die Wiesen nicht auf zu grünen. Die Alten in der Einöde sprachen nicht viel miteinander, höchstens ein paar Worte über die Arbeit des nächsten Tages oder über das Ergebnis ihres Fleißes. Und damit waren sie zufrieden in diesem Jahr. Die Acker hatten gut getragen. Einmal eines Tages aber, da stieg das Leben vom Tale empor in die Bergelandschaft. Ein elendes, kleines Stüchchen Leben war es, das da den Berg emporsteuerte: ein bloßes Weib, ein Kind an der Hand, ein zweites im Tragloch auf dem Rücken. Ein Sonntag war es, und die beiden Nachbarn, die zusammen vom Rumbgang um ihre Acker heimkehrten, sahen verwundert dies Stüchchen Leben heran. Mistrauisch blickten sie einer den anderen an. Wem mochte der Besuch gelten?

Ränge schauten sie zu, wie das Weib mit den Kindern sich den Berg heraufquälte. „Die geht sich hart“, meinte der Baumgartner. „Glaub es wohl“, nickte der Bergwiesner. „Mit keine Kleinigkeit, so ein schwaches Leut' und das Kind am Rücken.“

Sie schweigten eine Weile, und ohne Verobredung schritten sie den Berg hinunter. Das war sonst nicht ihr Weg. Der Baumgartner fühlte etwas wie eine Verpflichtung das Abweichen vom Alltagsgebrauch zu entschuldigen. „Es ist Christenpflicht“, sagte er. Der Nachbar nickte nur und kante am Pfeifenstummel. Da waren sie auch schon unten bei der einsamen Wälderin. Ohne viel zu reden, hob Baumgartner das kleine Mädchen, das sich kaum weiterheben konnte, empor. Rucklos schaute sie ihm in das glattfrisierte faltige Gesicht, legte dann die kleinen Armden um seinen Hals, ließ den Kopf auf seine Achsel sinken und schlief ein. Bestimmt, als trage er zerbrochenes Gut, schleppte der Alte den Weg empor. Und hinter ihm ging Bergwiesner, der alle Augenblicke mit einem verlegenen Rädeln auf dem Gesicht, immer in der Linken das kleine Kleiderbündel und auf dem rechten Arm den Säugling, den er dem Weibe abgenommen. So gingen sie hintereinander den Berg empor.

Den Tag der Baumgartner nach links ein, wo sein Gehöft war, und der Bergwiesner nach rechts. Jägernd stand das Weib, dann legte sie in fremdbildigem, beinahe städtischem Deutsch: „Ach möchte zum Franz Suber.“

„Zum Franz Suber?“ Der Bergwiesner verfuhrte mit der Linken, die das Bündel hielt, sich am Kopfe zu fragen. „Franz Suber? Wer ist denn das?“

„So lächerlich mich.“ Der Baumgartner triumphierte wie ein Sieger. Und zu drüben gingen sie nach seinem Hofe. Sie trafen es auf, die Bergwiesnerin war gerade bei der Nachkur zu Weh'n. Die zwei Frauen nahmen sich sofort der Kinder an. Vor dem Gott wurde ein großer Kopf voll dampfenden Kaffees mit Brot und Butter hingestellt. Das arme Weib sah hastig, sie hatte wohl schon lange nichts gegessen.

„Bergel's Gott“, dankte sie, als sie fertig war. „Du wirst wohl sein, komm in die Kommer“, drängte die Baumgartnerin. Und das fremde Weib folgte, froh, ihr Haus zur Ruhe legen zu können.

Am anderen Morgen, als der Bergwiesner am Kartoffelacker arbeitete, kam der Baumgartner vorbei. Die hohen Stiefel hatte er an und den Sonntagrock und den

Sack auf dem Kopfe. Dem Nachbarn blieb ein Augenblick der Mund vor Erstaunen offen stehen. „Schick dich hinunter ins Dorf.“

Weiter, bis in die Stadt! Muß doch hören, was es Neues gibt.“ Da blieb den Nachbarn nochmals der Mund offen stehen, und der Baumgartner berichtete weiter: „Das Weib von gestern, weißt du, hat seine Schwieger. Vom Seppel die Frau ist es. Und die beiden sind keine Kinder, das im Büchel, was Du tragen hast, ist ein Bub. Er laßt einen an wie ein Alter. Und den Seppel haben's einberufen, in'n Krieg. Der steht gar schon längst in Frankreich drinnen.“ Der Nachbar mochte den Mund wieder zu.

„Krieg gibt es?“ „Meine Schwieger hat's! Mit den Franzosen und den Russen und den Engländern und noch in paar andern. Aber die Deisterreicher hatten zu uns. Und wir werden schon fertig werden mit ihnen, hat mein Seppel gemeint.“

„Wohl, wohl, das glaub' ich schon, wir sind damals auch fertig geworden mit ihnen. Wo bring' auch Nachricht.“

Und der Bergwiesner spuck in die Hände, greift nach der Saue und trägt weiter im Kartoffelack. Der Baumgartner aber kramt'st immer den Weg hinab und spricht mit sich selbst im Geheiß: „Wir werden schon fertig werden mit ihnen. Der Sepp hat's gesagt und der Bergwiesner hat's auch. Und wie der kleine Kerl einen anlaßt!“

Kleine Kriegsbilder.

Eine Delfin-Geschichte aus dem Felde.

Im Kriege heißt es Augen offen halten, und so läuft denn auch Gott Amor, wenn er sich einmal in die Schilbengraben verirrt, dort ohne Wunde herum. Eine reizende kleine Geschichte über den Schicksal der Delfin-Geschichte aus dem Felde, wird dem Feldpostbrief eines kolonialen Geistesmannes, aus dem „Dortmunder General-Anzeiger“ veröffentlicht:

Was da ein einquartierter Gelehrter einer französischen Delfin-Geschichte aus dem Felde, wenn er sich im ersten Stadium eines derartigen Zustandes befand. Er hatte Missetat, und der französische Matrosen ließ für ihn reichlich. Da fragte in Neugierde ganz unermittelt: „Du, Schatz, weißt Du auch noch richtig, die Parole, wenn Du nachher aufziehen mußt auf das Meer?“

Wenn diese Falle nicht gut angelegt war, dann ist nie eine Falle gut angelegt gewesen. Inzwischen steht dem Deutschen das Vaterland nicht nur über der Partei, sondern auch über der allerhöchsten Liebe, und „besuchen“ tut sich ein königlich Preussischer Gelehrter im Dienst und außer Dienst niemals. Ungefährdend harmlos erfolgte die Antwort: „Gewiß, die Parole ist keine Delfin-Geschichte.“ Seine Miene verzog der Gelehrte, als habe er etwas gemerkt, aber auch Neugierde, als wenn sie nicht ein Wasserzeichen hätte trüben wollen. Selbstverständlich war die Parole keineswegs Delfin-Geschichte, und der Gelehrte, der nicht auf den Kopf gefallen war, dafür aber um so bester Schindluder nach dem eigenen Kreuz begab, meldete die Geschichte gleich nach seiner Rückkehr dem, einen bestimmten Vorkurs zu dürfen. Einige Worte wurden verlesen und es passierte nichts. Dann aber, so gegen 1 Uhr, tauchten gleich fünf „Helfbraun“ auf, allerdings trugen alle Infanteniten Artilleriehelme. Unser Gelehrter: „Satz, wer da!“ — Patrouille: „Parole Delfin-Geschichte.“ — „Gut, patrouillieren!“

Und diese famose Patrouille passierte, bis sie außer Schmeide prompt „in Empfang“ genommen wurde. Diese „Patrouille“

Deutsche Treue.

Von N. v. Bülow.

Sicher wird durch diesen Krieg so ziemlich alles an Begriffen, was uns die letzten tausend Jahre und mehr gebracht haben, umgeworfen werden. Gewiß wird unsere ganze Moral einem Umwälzung erleben, wie es heute schon die Bewertung des Menschseins tut. Was wir, und mit noch größerer Heftigkeit unsere Väter predigten, hat uns nicht vor dem Verbrechen können, was allen als das Schreckliche, das Unbarmherzige, das Verwerfliche, das Unmögliche und nun, wo wir ihn haben, ist er uns mit einem Male ein heiliger Kreis, nicht etwa nur im Worte, sondern tatsächlich unser christliches Gefühl nach. Wir würden uns verachten, wenn wir dem Feinde auch die andere Waage zum Schlagen böten, und vor allem würde es ihn nicht befähigen, im Geometrie, es würde ihn zum lächerlichen Siebe gegen uns veranlassen.

Wir empfinden den Krieg als einen heiligen, weil wir in ihn unsere ureigensten Güter verteidigen, nicht nur jene, die Wollen und Hoffen freisetzen, sondern vor allem unsere Gefühle für Recht und unser eigenes Sein. Mit einem Male haben wir erkannt, daß wir mit unserer Moral in der Welt ziemlich allein stehen. Die Waffen, die wir führen, sind vielleicht die lächerlichsten von allen. Aber wir gebrauchen sie in einer Form, die wir dem Feinde vorher angelegt haben, ehrlich, Mann gegen Mann, ohne Lüge, ohne Schliche.

Anders der Feind. Jetzt wissen wir, daß er unfer ganzes Land mit einem Netze von Spionen überzogen hatte. Hunderte von Ausländern, die wir freundlich bei uns aufnehmen, denen wir herzlichste Einladungen in unsere Herzen, unsere Werkstätten, unsere Bäckereien gewährten, haben das ausgesiegt, um uns zu schaden, sich eine Wissenschaft anzueignen, die wir erschaffen und die uns nun zur Waffe gegen uns selbst wird.

Ihre Empörung, die wie die unsere schien, über unferredlichswürdiges Gebahren war eitel Ruh und Trug, nur

um uns zu hindern, uns mit den gleichen feigen Mitteln zu rüsten, die sie nun gegen uns gebrauchen.

Wir haben in jahrelangem Frieden uns und schwebender Freundschaft mit anderen Völkern gepflegt, sie zu verstehen, gemeint, sie feien der gleichen Ehrensatz wert, wir, wir haben uns ihren glatten Worten herausgelassen, wir, wir selbst gelang haben würden. Gaben Lüge für Wahrheit genommen, Hinterlist für Biederkeit, Tücke für Treue.

Wir würden das jetzt büßen müssen, hätten wir nicht unfer herrliches Meer, unsere so vielseitigartigen und doch nicht hoch genug zu preizende preußische, deutsche Ordnungsgewalt. Auf einmal erkennen wir, daß sie kein Kopf, daß sie der Ausdruck der uns immanenwohnenden Sittlichkeit ist, der Tugend, die schon die alten Deutschen als die höchste bezeichneten, der Treue gegen andere und gegen uns selbst.

Wir sind unsere Feinde überlegen durch unsere Waffen, aber sie können sie nachahmen; durch unsere Disziplin, aber sie können sie lernen. Wir eines können sie nicht lernen, das ist die deutsche Treue. Die müssen wir nicht wahren. Aber mit dem Verstande und mit vollem Bewußtsein, das sie einen Wert nur da hat, wo sie als solche geachtet wird: im deutschen Lande.

Sie soll uns zu viel gelten, als daß wir sie von Unberücksichtigen — und das sind unsere Feinde — verlässten lassen. Wir wollen sie nicht vor die Säue werfen, unsere schönsten Werte in der deutschen Krone!

Es war ein Ausbruch unserer deutschen Treue, daß wir an die Neutralität Belgiens glaubten, daß der Kanzler noch am 4. August erklären konnte, wir hätten diese berechtigt. Was war der Dank dafür? Hunderte unserer Braven wurden schamvoll hingemordet und noch heute heißt es, daß unsere Feststellung des Neutralitätsbruchs Belgiens uns den Anlaß der belgischen Regierung einen läppischer nachträglicher Versuch des Abbruchs war.

Nicht bei der Treue heißt die Treuebereitschaft. Es ist eine seltene Eigenart, diese Treuebereitschaft, diese Unfähigkeit, nach anderen Schicksalen zu glauben, ehe er es bewies. Darauf beruht die Sicherheit und Stetigkeit unferes ge-

samtan Handelsoverlehrs. Aber gegenüber dem Ausland muß auch sie fallen. Nieuntere letzten wir dort fest in treuebereitschaft, daß das Erbvertragsrecht im Kriege unanfechtbar ist. Schon heute wissen wir, daß dieser Krieg nicht nur ein militärischer Verteidigungskrieg ist, daß er ein Eroberungskrieg sein muß, zum mindesten zur Aufrechterhaltung unserer verlorenen Vermögen im Ausland.

Mit treuebereitschaft treuebereitschaft haben sich unsere Vertreter draußen in Ruhe und Glauben an die Friedensliebe wiegen lassen, haben nicht sehen wollen, nicht sehen können, daß der teuflische Ring sich um uns schloß, aus seiner treuebereitschaft deutscher Einfall.

Mit gleicher Treuebereitschaft glauben wir nur zu gern an jede freundschaftliche Aufzehrung von nicht deutscher Seite. Unsere Tapferen im Schilbengraben haben die Lüge der Feinde nicht erkannt, als sie mit Dannebergentaten zu ihnen kamen, um die Ränge abzuschleifen, die der Weltangabe haben mußte.

Täuschen wir uns nicht: Es gibt in der Welt da draußen keine Treuebereitschaft, keine Freundschaft, nur Heiß und Haß und hündische Furcht. Sie haben uns, weil sie sich alle untereinander hassen, sie werden uns unsere Größe, das wollen wir ihnen gönnen, oder wenn sie uns nicht lieben können, sollen sie uns wenigstens fürchten. In ihrer Furcht mögen sie dann Liebe heucheln und Treue fälschlich darstellen. Scham es dann auch auf so ähnlich aus, als sei es Liebe und Treue, wollen wir es meinetwegen so nennen, um weiche Gemüter zu betriegen. Wenn wir die anderen wissen, was dahinter steckt und sich nicht mittelhaft betören lassen.

Dieser Krieg schafft eine neue Moral. Aber eigentlich ist es die ganz alte, die in der Natur allein geltende: „Ni bin groß und du bist klein, darum wirst du getroffen sein.“

Wir können uns Selbstzufriedenheit rüsten, sobald wir Deutschlands Grenze überschreiten. Darum wollen wir Holz kein auf unser Deutschland, unsere deutsche Treue, und das Fremde hassen und verdorren lernen zum Ruin und Breis der Heimat.

